

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Präzeptoratsvikari

Albrecht, Anton Hermann

Karlsruhe, [1910]

5. Hauptstück. In Sturm und Wetter

[urn:nbn:de:bsz:31-326815](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-326815)

In Sturm und Wetter.

Längst war indessen der Wälderwirt mit seinem geistlichen Reisegenossen am Ziel angekommen, dem anderthalb Stunden von Weil entfernten Rebdorf Efringen, und hatte dort Roß und Wägelein im „Ochsen“ eingestellt.

Hebel ging, während der Wälder sein Rößlein besorgte, in die stark gefüllte Wirtsstube; er bestellte eine Maß Alten, das war das landesübliche Fahrgeld, denn im Markgräferland werden dergleichen kleine Dienste immer in Wein ausgeglichen. Es ging laut her. Bursche aus dem benachbarten Kirchen verzehrten soeben ihren Erdbebenlohn! ein reicher Bauer zahlte ihn und der Baruch hatte das Erdbeben erlebt. Der Baruch hatte nämlich neulich geschworen in einem Roßhandel, ihn solle verschlingen ein Erdbeben, wenn der Gaul sei dämpfig. Aber der Gaul war halt doch dämpfig, als er war verkauft. In der vergangenen Nacht aber lag der Baruch im Schlaf, dachte mithin an gar nichts. Da fing sein Haus an zu zittern und zu beben und zu krachen von den Hohlziegeln bis in den Keller hinab. In Todesangst sprang der Sohn Israels aus dem Bett, und schrie aus Leibeskräften: „Kalle, Kalle stand auf, es beimt Erd! denn der Gaul ist gewesen dämpfig! Der Michael kommt, der Erzengel!“ Aber der Erzengel Michael hatte in der vergangenen Nacht in Kirchen nichts zu tun gehabt, wohl aber die Nachtbuben. Ihrer zehn hatten nämlich mit dem Leibestheil, welchen der Schöpfer dem Menschen zum Sitzen, aber gewiß nicht zum Erdbeben gegeben hat, auf ein leise gegebenes Kommando aus Leibeskräften also gegen den Sockel des Judenhauses gestoßen, daß die alte wurmstichige Baracke in allen fugen krachte. So war das Erdbeben zu Kirchen. Es wurde heute Abend vertrunken im Ochsen zu Efringen.

Es war dem Vikari zu dumpf und zu schwül in der Stube. Er stieß einmal und zweimal an mit dem Wälder, dann erspähte er die Hintertür und empfahl sich französisch, denn sein Weg ging nun von der Landstraße ab dem Rhein zu.

Gewitterig lag's überm Rheintal, dumpfer und gewitterschwerer auf Kopf und Herz des einsamen Wanderers: fast mechanisch schritt er dem nahen Jstein zu, ohne acht zu haben darauf, daß von Südwesten her hohe und dicke Wolken sich türmten und kaum noch ein schräger Strahl der sich hinterm Gewölk bergenden Abendsonne glutrot den Esringer Berg und den Jsteiner Kloß übergöß. Träg, matt war sein Gang, es war ein schwerfällig Schlendern ohne klaren Gedanken im Kopf, ohne festes bestimmtes Gefühl im Herzen; sogar die Pfeife war ihm ausgegangen.

Der dem Vikari sonst wohlbekannte Gardist am schwarzen Jsteiner Schlagbaum grüßte freundlich, und hielt ihm seine Dose entgegen, Hebel hatte sonst manches Stündlein mit dem Alten verplaudert, denn derselbe erzählte gern von seinen Feldzügen, heute drückte er ihm im Vorübergehen einen Sechser in die Hand und schritt weiter, nicht durch's Dorf, sondern unten am Rhein hin, auf dem holperigen Leinpfad. Hart am Kloß beim uralten Gottesacker stieg er zur St. Veitskapelle empor, die, eingebaut in eine geräumige felsenhöhle, düster und grämlich in die grüne üppige Rheinebene hinausschaut, von Hunderten wetterscheuer Dohlen umkrächzt. Dann ging's durch's dunkle felsentor hinaus auf den hölzernen Steg, welcher, hoch über der wild brandenden Stromflut in den fels eingefeilt, die Verbindung zwischen Bruderhäuslein und Kapelle vermittelt.

Heutzutage führt eine gute bequeme Fahrstraße unten am Kloß her: damals aber und noch bis ins dritte Jahrzehnt unseres Säkulums wusch der gewaltige Strom noch dem felskloß seinen steinernen fuß.

Dort auf der Holzbrücke machte Hebel einige Augenblicke Halt, nicht um hinauszulugen auf die noch im Scheinfrieden ruhende Abendlandschaft, nicht um sein Auge ruhen zu lassen auf dem üppigen Rheinland und den Jurabergen, der gründunkeln Hardt und dem himmelanstrebenden Wasgauriesen, nein, nur was da drunten schäumte und brauste, das fand jetzt Widerklang in seiner sturmbewegten Brust.

Stürmte er nicht auch schon daher aus dem Schweizerland seit Jahrtausenden, der junge Rhein, ein ungefügiger Geselle, begabt mit Riesenkraft? Aber lag ihm nicht auch seit Jahrtausenden ein noch stärkerer im Weg, ein langweiliger, träger, grober alter Klotz? Und geht nicht die Sage, vor vielen, vielen Jahrhunderten sei der Rhein am Klotz vorüber, ohne sich zu biegen, und hab' seinen Lauf gehabt, wo jetzt der große weite Sundgäuer Hardtwald grünt? Dann aber hab' ihn der Weg gelangweilt, und er hab's probiert mit kräftigem Anrennen, den Klotz wegzuheben und habe seinen mächtigen Wasserschwall gestaut daselbst ein paar Jahrhunderte lang, und doch demselben kaum die Schuhe sauber gewaschen? Und endlich, endlich hab' er sich bequemt, freilich mit innerem Ingrimme, den Klotz zu umgehen, sich zu biegen, da der Fels nicht wollte brechen, und hab' freilich bei dieser Gelegenheit die uralte Heidenstadt Campus niedergerannt und in seinen Fluten begraben.

Was meinst, Vikari? Gradaus sei der beste und einfachste Weg? Oha, weit gefehlt! Biegen können muß man sich, um's Eck herum muß man! Meinst du vielleicht, es sei damit getan, den eigenen geraden Weg fortzugehen ohne Bücklinge und Kratzfüße? Das ist recht, aber dafür gibt dir die Welt keinen verschliffenen Groschen! Oder meinst du, es tu' gut mit dem Kopf durch die Wand? Da kannst du dir den Schädel zehnmal verrennen, und tußt niemand weh, als dir selber! So eine verkehrte,

dumme Welt und Zeit mit ihren Vorurteilen und Nar-
heiten kümmert sich den Teufel drum, ob Hunderte und
noch bessere als du sich den Hirnkasten einrennen, sie wird
doch nicht anders, sie ist und bleibt der dumme, harte,
träge Kloß vor- wie nachher! Mach's doch auch wie die
andern, biege dich, duck dich, geh' um's Eck herum, dann
glückt's dir besser! Was ist er wert, all dein Geist und
Witz, so lang du nur der Präzeptoratsvikari von Lörrach
bist? Der dümmste Vogt, der brav Kronentaler im Sack
hat, der feiste Herrenbauer, wenn er dir auf der Straße
begegnet, achtet dich im Grunde doch nicht höher, als der
Kabisnicki, du bist und bleibst halt dem Dragunerjobbi
selig von Hausen sein Hanspeterli, der's zu nichts gebracht
hat, als zum latinischen Schulhalter! — — —

Wild toste der Strom dem Vikari zu Füßen, drüben
über'm Hardtwald erhob sich höher und dunkler die
Wolkenwand, ein schwer Gewitter war nahe.

Hebel bog den schmalen Saumpfad, der Istein und
Kleinenkems verband, rechts ein. Der Isteiner Wald-
bruder, Hugideos Nachfahr, saß vor seinem halbverfallenen
einfensterigen Bruderhäuslein auf der Staffel und betete
den Rosenkranz, den kezerischen Vikari, den er wohl kannte,
grüßte er nicht.

Es war ein unheimlicher Weg, den Hebel einschlug,
auch wenn kein Gewitter am Himmel stand. Er zog sich
meist auf dem obern Rand einer achtzig bis hundert fuß
hohen Kalkfelswand eine Stunde lang fort bis zu dem
altmarkgräflichen Fischerdörflein Kleinenkems, wo sich eine
uralte Rheinfähre befand. Unten am fels, wo heutiges-
tags ein ordentlich Fahrsträßlein hinzieht und der Rhein
weit hinausgetrieben ist und hinter sicherem Damm flutet,
fuhr damals noch der mächtige Strom hin. Die zwei
Dörfer Istein und Huttingen, letzteres oben auf der Höhe
gelegen, bildeten ein winziges Ecklein Vorderösterreich mitten

in der Markgraffschaft, einen gesuchten Schlupfwinkel für allerlei Gefindel, das sich aus dem französischen Sundgau, der nahen Schweiz und wohl auch aus der Markgraffschaft, hierher flüchtete, in den heutigestags meist vom Bahndamme zugeworfenen zahlreichen Klüften und Höhlen barg oder auch in dem mit Föhren und Hagebuchen bestandenen Wäldchen, das den Höhenrand vom Isteiner Kloß bis zur Kemser Gemarkungsgrenze frönt. Dem Vikari war der Pfad wohl bekannt, hatte er doch als Schüler des Karlsruher Gymnasiums meist die wohlfeile Schiffsgelagegenheit von Kems aus benützt, auch die reiche flora des Rheingestades, die dort zu findende Pflanzenausbeute mochte ihn wohl schon manchmal in seinen Vikariatsjahren des Weges geführt haben.

Petre

Es ging stark gegen sieben Uhr, als das Gewitter seine grellen Blitze und dröhnenden Donnerschläge längs der felswand hin entsandte. Bleigrau hing das Gewölk über das fahle Gestein hernieder, die Rheininseln umhüllend, dunkle Nacht lag über dem Weidendickicht drunten und dem Hardtwald drüben. Hebel war kein Ängstling: ein rechtes Gewitter konnte er auskosten, wie ein Kränzchen im Freundeskreis. Die geneigte Leserin braucht deshalb um unsern Helden nicht in Angst zu geraten.

Aber einigermaßen kurios wurde es ihm doch unterm Brusttuch, wie er an einer Biegung des Pfades keine fünf Schritte vor sich plötzlich einen alten, offenbar außer Dienst befindlichen österreichischen Füsilier gewahr wurde. Was tat der Östreicher hier um diese Zeit? Er trug weder Ober- noch Seitengewehr, sondern in der rechten Hand einen großen Hängkorb, unter dem linken Arm ein ungeheures, rotwollenes, aber schon stark verblichenes Regendach von jener nun längst vergangenen Sorte, unter welcher der Erzvater Jakob mit seinen zwölf Söhnen und Sohnsfrauen samt etlichen Enkeln einen Sonntagsausflug hätte machen

fönnen. Aus dem Hängkorb streckten etliche verspundete Flaschen ihre Hälse heraus und ein Schinken sein nacktes Bein, und die ganze Herrlichkeit hatte der Östreicher sicherlich nicht am Weg gefunden, auch nicht mitbarer Münze bezahlt, sondern irgendwo auf einer botanischen Wanderung in einem Wirtskeller entdeckt und mitgehen heißen. Hebel faßte seinen Rohrstock fester in die Hand und blieb zwei Schritte vor dem Soldaten stehen. Ein greller Blitz leuchtete.

„Aber wie könnt Ihr einen alten Soldaten verschrecken!“ sprach der Östreicher und reichte, den Korb einen Augenblick abstellend, dem Vikari die Hand hin.

Hebel zögerte mit der feinigsten: die Stimme klang ihm etwas bekannt, wie ein Liedlein, das man in der frühen Jugendzeit gehört hat oder wie ein Anzahlsprüchlein. Hebel fing an, nachzusinnen.

Wieder fuhr ein greller Blitzstrahl über der beiden Häupter hin, und ebenso schnell flog Hebel im Geist in seine Jugendzeit zurück, gen Schopshheim und Hausen, und seine Gedanken landeten bei einem Jahrmarktstage, wo er, der jetzige Lörracher Präzeptoratsvikari, noch als Knabe und hochaufhorchender Jünger sich zu den Füßen eines vagierenden Spenglers niedergelassen hatte. Der hatte ihn eingeweiht in die Mysterien des Meisensfangs. Die von dem Marktmanne erspähte Kunst hatte das Hausener „latinische Schuelbüebli“ zum König der Schlagbuben im Hammerwerk gemacht. Der vor ihm stand auf dem Kleinenkemsener Mühlweg war der Zundelfrieder und kein anderer.

„He, aber“, brachte Hebel endlich verwundert hervor und reichte nun auch seine Hand, „wie kommt Ihr hierher, Zundelfrieder?“

„Ja, geistlicher Herr Hochwürden“, lächelte der Füsilier, „wir seind’s, der Zundelfrieder. Belt das kommt Euch

verwunderlich für, daß wir noch am Leben seind. Hat doch erst gestern der Bahlingerjörgli Stein und Bein geschworen, er hab' unsereinen hängen sehen am Oltener Galgen. Wahr muß es sein, etwas Ungrad's hätt mir selbmal passieren können, aber sie haben nur meinen Bruder verwitscht, den Heiner! Mit mir ist's ihnen gegangen, wie den Nürnbergern. Ich bin aber ehrlich worden seit der Geschicht mit der Sackuhr, wo mir der Vogt von Diellingen nit hat glauben wollen, ich hab sie an einem Nagel gefunden, und der Pforzheimer Obervogt hat mich auf fünf Jahr ins Nuemer Schellenhaus gesprochen zwischen der Enz und Nagold. Aber der Aufenthalt dort war zu ungesund für mich, und keine anständige Arbeit für den Zundelfrieder. Da hab' ich halter bei mir selber Urlaub genommen, und bin, weil die Türschlösser verrostet waren, zu des Herrn Verwalters Kamin heraus, wo die Speckseiten gehangen. Selbe Kanzionierung hat im Durlachischen dazumal viel Spektakel gemacht, und die Steckbrief sind mir nachgeflogen wie Schneeballen, die Hatschier aber wie bissige Hunde. Aber der Frieder ist derweil schon wieder auf einem Gaul gefessen unter den württembergischen Dragonern. Da kommt bald darauf der Durlacher Markgraf zur Visite an den Stuttgarter Hof zum Karl Herzog und ich muß just neben der Chaise des Markgrafs reiten. Der guckt mich so verflammt von der Seite an, als kenn' er mich von Pforzheim her. Ich hab' dem Afford nit getraut, und machte mich durch's Anspach'sche und Bairerische in Böhmen hinein, und hab' Einstand genommen bei Belcredi, da hab ich nun mein' ehrlichen Abschied."

Jetzt flammte ein Blitz unmittelbar neben den Beiden und schlug prasselnd und knallend wie Kanonendonner in einen hohlen Weidenstumpf drunten am Rheinufer!

„Bassam!“ fluchte der Zundelfrieder, „dabei hätt' der Teufel seine Tabakspfeife anzünden können!“ und er rechte

sich, wie einer, der am Morgen den letzten Rest Schlaf aus den Gliedern vertreiben will. Hebel sog begierig den frischen Gewitterodem in sich. Da es jetzt indes stichdunkel ward und das Wetter sich mit orkanartigem Sturm und prasselndem Platzregen entlud, der bald den Pfad überschwenkte, und das Gehen darauf wirklich gefährlich machte, spannte der Gauner sein Regendach auf, und fuhr mit dem linken Arm sorgsam unter des Vikari's rechten, ihn leitend, wie einer einen Blinden führt.

„Der Teufel auch, was ich sagen wollt“, fuhr der Zundelfrieder fort, „jā so, also vom Regiment Belcredi hab' ich meinen ehrlichen Abschied, und da meine Pforzheimer Straf verjährt ist, so will ich morgen vor dem Herrn Markgraf in Müllen einen Fußfall tun, daß er mir einen Freibrief —“

„Der Markgraf in Müllen?“ fragte der Vikari.

„Seine Durchlaucht logieren seit gestern Abend zu Müllen in der Post, reisen aber inkognito!“ replizierte der Zundelfrieder mit der Gewichtigkeit eines Staatsfouriers.

Das Heulen des Sturmes und die Glätte und die Gefahr des Weges, der jetzt steil abführte zu der Kemser Felsenmühle, einem an die Felswand beim Ausgang einer Waldschlucht angeklebten kleinen Mahlwerk mit einem ungeheuren oberflächtigen Wasserrad, hatte nicht nur das Sprechen unmöglich gemacht, sondern überhaupt jedes Weiterkommen, wenn nicht der aus der Mühle herüberdringende Lichtschimmer den Pfad erhellt hätte. Der Müller stand mitten in der Stube, und betete aus dem Starkenbuch mit lauter Stimme den Wettersegen. Das Mühlbächlein war bereits zum gurgelnden Waldbach angeschwollen und brauste und tobte über die Felswand herab dem Rhein zu.

Steil auf mußten auf der andern Seite die Zwei klettern, bis sie wieder gangbaren Weg hatten. Aber nur

noch einige Schritte, und siehe, den einsamen Nachtwanderern leuchtete durch Dornestrüpp und Hagbuchengebüsch auf einmal ein mächtiger Feuerschein entgegen. Der Zundelfrieder tat einen grellen Pfiff, einige Hunde schlugen an mit wildem Gebell, wurden aber, wie es schien, durch Worte und Schläge sofort zur Ruhe verwiesen. Der Vikari und der Zundelfrieder standen vor der sogenannten „Bettlerküche“, einer großen Felshöhle: sie war dazumal ein sehr beliebtes und gesuchtes Lokal für die in der Gegend hausenden Zigeuner, Zainenmacher, Spengler und Schnurranten. Dort lagerte die Bande des „roten Schäferich“, eines am Oberrhein hausenden Zigeunerführers; man feierte, wie der Zundelfrieder dem Vikari ins Ohr flüsterte, eine Hochzeit. Es ging hoch her: Zither- und Geigenklang und Klarinetton erklangen und vereinigten sich zu einem lang anhaltenden Tusch, als der Zundelfrieder sichtbar wurde, und seinen Korb mit dem Festproviand triumphierend emporhob. Der „ehrlich Gewordene“ gastierte im Augenblick bei der Zigeunerbande, welche zusammen, groß und klein, Männlein und Weiblein, ungefähr fünfzehn Köpfe stark war.

Der Schäferich zog ein ziemlich saures Gesicht, als er hinter dem Frieder die „Chatz“ — Zigeunername für Geistlicher — auftauchen sah. Der Egyptianer-Hauptmann, ein junger, groß und schlank gewachsener Mann mit blau-schwarzem, dichtem Kopfhaar, funkelnden kohlschwarzen Augen und beinahe kupferrotem Gesicht, mochte der Meinung sein, es sei dem Pfaffen nicht recht zu trauen; aber ein paar Worte in der jeniſchen Sprache, die ihm der Frieder zuplauschte, schienen ihn rasch beschwichtigt zu haben, denn er entforkte alsbald eine der eben angekommenen Flaschen, füllte zwei Gläser und kredenzte eines dem Vikari, welcher wohl oder übel auf die Gesundheit der reich geschmückten Zigeunerbraut und ihres Bräutigams,

eines liebenswürdigen, ungewaschenen Jünglings von achtzehn Jahren, anstoßen mußte. Dann drückte sich der künftige Kirchenrat und Prälat in eine Ecke und sah teilnahmslos in das wirre bunte Getreibe. Er mußte hier aushalten bis das draußen noch immer tosende Wetter und der Platzregen nachgelassen hatte.

Wir müssen aber hier einstweilen die Erzählung einen Augenblick unterbrechen. Denn wie draußen der Donner rast, und der Regen prasselt, kocht's vielleicht im Herzen mehr als eines Lesers, und ist ein Wetter über den armen Verfasser dieser Geschichte im Anzug, daß er nicht anders kann, als auch einen Augenblick unterschlupfen, wenigstens unter das Regendach einer Apologie. Hebel ist sonder allem Zweifel bereits ein Nationalheiliger geworden für den badischen Oberländer. Sorgsam wird sein Bildnis seit Jahren abgebürstet und abgewaschen und kein Stäublein seiner Jugendtorheiten haftet mehr an ihm. Das ist auch recht so und ganz in der Ordnung.

Aber da kommt jetzt anno einundachtzig so ein Kalendermacher, und will der Welt weiß machen, der Hebel habe einmal den Kappel bekommen, nach Amerika zu wollen, in Weil draußen habe das Eiseli aus dem Leimstollen ein Aug' gehabt auf den Vikari, und der habe der frommen, sanften Pfarrjungfer in Weil den Verdruß gemacht, bei Nacht und Nebel eben in dem Augenblick fortzulaufen, wo die Verlobung sollte vor sich gehen, sei dann unter die Zigeuner geraten und habe mit diesen sozusagen Brüderschaft getrunken. Solche Alfanzereien zu glauben, mutet dieser Kalenderschreiber dem gebildeten Publikum zu, das doch genau weiß, was mit dem Hebel passiert und nicht passiert ist. Da kann man sich dann schon einbilden, was noch Alles kommt! — Nur stät! sagt der Schulermichel. Für's erste ist der Hebel nicht als Heiliger auf die Welt gekommen, sondern erst in Karlsruhe

einer geworden, wo sie ihn zum Kirchenrat gemacht, und so viel zu schaffen aufgeladen haben, daß heutzutage drei Ministerialräte daran genug hätten. Da vergingen ihm die Vikarspoffen. In dieser Geschichte soll aber eben der Vikari, und nicht der Kirchenrat Hebel beschrieben werden.

Fürs zweite, was die Jungfer Gustave und das Eiseli anlangt, so warte der geneigte Leser doch gefälligst, was nachkommt. Lebte übrigens der Schulmeister Bronner selig von Weil noch, so könnte der über sein Bäsli, eben das Eiseli, noch reineren Wein einschenken.

Fürs dritte mit dem Zundelfrieder ist's nicht so gefährlich, das wird sich nachher gleich herausstellen. Und zudem gibt's heutzutage auch noch Zigeuner, schier mehr, sollte man oft meinen, als anno einundneunzig und jedenfalls mehr Vagabunden, und es könnte einem Vikari auf der Vakanzreise ohne weiteres am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ganz das gleiche Malheur passieren, ohne daß er auf Abenteuer ausginge. Da ist weiter nichts dabei.

Zum vierten und letzten hat der Schreiber dieses Buches einen Freund, einen sehr guten Freund, der macht Theaterstücke. Derselbe hat ihm einmal gesagt, in jedem Theaterstück oder so einer Geschichte, wie der Präzeptoratsvikari, müßten ein paar Liebchaften oder dergleichen vorkommen, sonst läsen's die Frauenzimmer nicht gern. Auch ein paar Räuber täten gut zur Verzierung. Es ist ausgemachte Tatsache, daß die Pfarrjungfer den Vikari wollte, daß sie in ihn verliebt war, und daß ein so schmuckes und wohlhabendes Wirtstöchterlein, wie das Eiseli, das eigentlich im Weiler Pfarrhof nur auf der Schnellbleiche war, ein Gleich vom kleinen Finger gegeben hätte, wenn der Hebel sie zur Pfarrfrau zu erheben versprochen hätt', ist sattfam zu glauben.

Der Zundelfrieder aber war kein Räuber, Hebel hat ihn gekannt, im Hausfreund steht's, also wäre alles in

Ordnung, und der Verfasser darf, wie ein anderer Buchschreiber seine Hände in Unschuld waschen.

Doch will er versprechen, daß er den Helden in späteren Kapiteln in bessere Gesellschaft bringen will und eigentlich Ungrads wird ohne das nichts vorkommen. — — —

Derweilen hatte die Zigeunermutter sich vor dem Vikari auf die Knie niedergelassen, Karten vor ihm ausgebreitet, und schickte sich an, ihm Karten zu schlagen.

„Zwei Mädchen“, sprach sie, „haben Freud' am geweihten Buben, aber keine bekommt ihn. Dem Wasser zwar geht das Herrle sorgsam aus dem Weg; aber wenn er den Weibern aus'm Weg geht und keiner Teil gibt an seinem Tisch und Bett, hat er viel, viel Glück auf Weg und Steg. Leben wird er mit großen Herren, mit Fürsten an der Tafel speisen und ein gerühmter Musikant werden weit und breit. Sogar Bischof kann er noch werden, reich an Ehren und Würden, und sterben wird er in einem Schlöflein am grünen Wald!“

Der Vikari lachte: „Ihr meint's gut mit mir, Großmutter! Aber Ihr habt in die lezten Karten gelangt, ich bin ein Kezer, und mit dem Katholisch- und Bischof werden und im Cölibat sterben habt Ihr's nicht getroffen. Von der Musik versteh' ich auch nichts und mit den großen Herren eß' ich nicht gern Kirschen!“

„Herrle, Herrle“, sagte die Zigeunerin, und hob ihren Zeigfinger in die Höh', „verschwört nichts, und was nicht ist, mag noch werden! Meine Karten lügen nicht!“

Hebel griff in die Tasche, um der Alten ein Trinkgeld zu geben für ihre guten Wünsche, aber der Beutel, ein Geburtstagsgeschenk Gustave's, fand sich nicht; er griff in die linke Tasche, er suchte alle Taschen aus, der Beutel war fort. Er wollte wild werden und auf den Boden stampfen. Aber der Zundelfrieder, der sich eine Weile abseits mit dem Schächerich unterhalten hatte, jedoch den

Vikari nicht aus den Augen gelassen, trat mit unnachahmlicher Anmut vor den Zürnenden, zog ruhig einen seidenen Zwerchbeutel aus dem Sack, hob ihn ans Licht und sprach:

„Ist das der Beutel, den Ihr sucht?“

Es war das corpus delicti. Hebel bejahte.

„Ein ander Mal gebt besser auf Eure Sachen acht, wenn Ihr wieder auf dem Mühlweg marschirt“, sprach er schmunzelnd. „Ihr habt's nicht immer mit ehrlichen Leuten zu tun, wie wir sind, die das Gefundene dem Herrn wiederbringen!“ Damit gab er den Beutel zurück.

„Zundelfrieder“, sagte der Vikari, „wenn Ihr beim Markgrafen Zeugnis brauchet über Eure Ehrlichkeit, so beruft Euch auf mich!“ Der Frieder nickte lächelnd. Hebel gab nun der Alten einen Zwölfer und verabschiedete sich von den Zigeunern.

In fünf Minuten hatte er das Dorf erreicht und klopfte am Pfarrhaus an bei seinem Studienfreund, dem Pfarrverwalter Morstadt, der ihn zum Übernachten einlud.

Da jedoch so ein schnellvergänglicher Pfarrverwalter höchstens ein wenig Neuen im Keller hat, so lassen wir für heut den Vikari unter dem schützenden Obdach seines Pfarrhauses und wenden uns links bergab zum Blumenwirt; der stellt uns ein Schöpplein von seinem Generalwein auf, dem Kachelfluher von anno sechsundsiebzig.

6. Hauptstück.

Plänklergefecht.

Auf die Gewitternacht folgte ein wunderheller, zwar etwas frischer und kühler Morgen, aber einer, der so recht wohlthat auf die Schwüle der letzten Tage. Die Sonne litt keinen Nebel, sie machte kurzen Prozeß damit, wie